

# Der Freie Schwarzwälder

## Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Ersteinst  
an allen Wochentagen.  
Abonnement  
in der Stadt vierteljährlich M.L. 20  
monatlich 40 Pf.  
bei allen württ. Postämtern  
und Boten im Orts- u. Kreis-  
barortsverkehr werth. No. 1  
ausserhalb desselben No. 1  
hieszu Bestellgeld 30 Pf.  
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Verkundigungsblatt  
der Kgl. Forstämter Wildbad, Meßfern,  
Enzklösterle u.  
mit  
amtlicher Fremdenliste.

Inserate nur 8 Pfg.  
Neuwürdige 10 Pfg. die klein-  
spaltige Garmondzeile.  
Reklamen 15 Pfg. die  
Feilzeile.  
Bei Wiederholungen europ.  
Rabat.  
Abonnements  
nach Uebereinkunft  
Telegramm-Adresse:  
Schwarzwald er Wildbad.

Nr 246.

Dienstag, den 22 Oktober

1907

### Aus kritischer Zeit.

(Neue Dokumente von 1848).

Als sich in den letzten Februartagen des Jahres 1848 mit Windeseile die Nachricht verbreitete, daß die Franzosen ihren „angestammten“ Bürgerkönig Louis Philipp verjagt hatten, ging ein ahnungsvolles Beben durch die Inhaber von Europas Thronen. Hier bebte es mehr, dort weniger. Verhältnismäßig tapfer benahm sich der Schwiegerohn des vertriebenen Königs der Franzosen, Leopold I. von Belgien. Er brachte seine Schätze nach England in Sicherheit und wartete ab; und es geschah ihm nichts. Besonders heftig dagegen war die Wirkung der Pariser Nachricht auf das romantische Gemüt Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, des Großonkels des jetzigen preussischen Königs Wilhelm II. Neue interessante Dokumente aus jener Zeit der Völkerhebung und des Monarchenschredens bietet ein großangelegtes, umfangreiches Werk geschichtlich-politischer Inhalts, das eben auf dem Büchermarkt erschienen ist: „Auszüge aus dem Briefwechsel und den Tagebuchblättern der Königin Viktoria von England.“ Wir drucken aus dem Werke als erstes Dokument den Brief ab, den Friedrich Wilhelm IV. der Königin Viktoria über die Februarrevolution schrieb, und worin sich der ganze panische Schrecken spiegelt, den der sich zeitweise als Herrgott dünkende damalige König von Preußen über das in Paris niedergegangene reinigende Gewitter empfand.

Der Brief Friedrich Wilhelm IV., der immerhin in besserem Deutsch geschrieben ist, als es seinem Bruder und Nachfolger auf dem preussischen Königsthron, dem späteren Kaiser Wilhelm I. jemals zur Verfügung stand, lautet:

\*) Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung S. M. des Königs Edward herausgegeben mit Einleitung, geschichtlichen Ueberblicken und Anmerkungen von A. G. Benson und Lord Esher. Autorisierte Uebersetzung vom kaiserlichen Kontrolradikal Wäldermann. Zwei Bände mit zwölf Portraits und Stammbaumtafeln. Verlag von Carl Siegelmann, Königlich kaiserlicher Hofbuchhändler in Berlin. Preis broschürt 24 M., in Leinen gebunden 28 M.

Berlin, 27. Februar 1848.  
„Gnädigste Cousine und Schwester!  
Noch zu dieser mitternächtigen Stunde, an dem Abend, an welchem die verhängnisvollen Nachrichten aus Paris eingetroffen sind, wage ich, diese Zeilen an Euer Majestät zu richten. Gott hat Ereignisse zugelassen, die entschieden den Frieden Europas bedrohen.  
Es ist ein Versuch, „die Grundzüge der Revolution mit allen Mitteln durch ganz Europa zu verbreiten“. Die Folgen für den Weltfrieden sind klar und gewiß. Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm durchführt, „die Souveränität des Volkes“, wird meine verhältnismäßig kleine Krone zerbrochen werden, ebenso aber auch die mächtigen Kronen Euer Majestät, und eine furchtbare Weisel wird den Völkern auferlegt werden; ein Jahrhundert des Auf- und Abwärtens, der Gesetzlosigkeit und Gottlosigkeit wird folgen. Der verstorbene König wagte nicht zu schreiben „von Gottes Gnaden“. Wir indessen nennen uns „König von Gottes Gnaden“, weil es wahr ist. Wohl, gnädigste Königin, lassen Sie uns jetzt den Menschen, den mit Zerreißung und namenlosem Elend bedrohten Völkern zeigen, daß wir unsere heilige Pflicht kennen und die wir sie verstehen. Gott hat in Eurer Majestät Hände, in die Hände der beiden Kaiser, in die des deutschen Bundes und in die meinigen eine Macht gelegt, die, falls sie jetzt in Einigkeit und Harmonie geübt wird, wenn der Himmel will, in der Lage ist, mit Gewißheit das Weiterbestehen des Weltfriedens zu erzwingen. Diese Macht ist nicht die der Waffen, denn diese müssen noch mehr denn je der ultima ratio bleiben.  
Die Macht, die ich meine, ist „die Macht des gesprochenen Wortes“. Im Jahre 1830 wurde die unermessliche Macht sträflich vernachlässigt, aber jetzt die Gefahr dringender als jemals. Diese Macht ist unter uns nach Verhältnis verteilt. Ich besitze davon den kleinsten und Euer Majestät den bei weitem größten Teil. Dieser Teil ist so groß, daß Euer Majestät allein, bei Ihrem mächtigen Wort, die Aufgabe ausführen könnten. Aber die Sicherheit des Erfolges liegt,

abgesehen vom göttlichen Segen, lediglich in der Kundgebung, daß wir einig sind. Es muß unsere Botschaft nach Frankreich sein: „Wünschen wir Frankreich von Herzen alles Gute; wir mißgönnen ihm nicht sein mögliches Gedeihen und seinen Ruhm, wir beabsichtigen nicht, es jemals darin zu beeinträchtigen, und wir werden der neuen Regierung zur Seite stehen wie der alten, jois de gentis-hommes. Aber der erste Friedensbruch, geschehe er mit Italien, Belgien oder Deutschland, würde mit Sicherheit und zu derselben Zeit ein Bruch mit uns allen sein, und wir würden mit all der Macht, die uns Gott verliehen hat, Frankreich zur See und zu Lande fähig lassen, wie in den Jahren 13, 14, 15, was unsere Einigkeit bedeutet.“

Daß ich Euer Majestät und Ob Englands getreuesten und ergebensten Bruder und Gefährte bin wissen Sie, und ich gedenke es zu beweisen. Anlässlich beschwöre ich Sie, segnen Sie ein, zum Wohle Europas, „Englands England“.  
Mit diesen Worten falle ich Euer Majestät der heldreichsten Königin zu Füßen und verbleibe Euer Majestät getreulichster ergebener und zugetaner Diener und Bruder  
Friedrich Wilhelm.“

Nachschrift, den 28. abend 8.  
„Ich erlaube mir, den Brief wieder zu öffnen, denn der heutige Tag hat uns Neuigkeiten aus Frankreich gebracht, die man nur als schreckhaft bezeichnen kann. Nach dem, was wir hören, gibt es keinen König mehr in Frankreich. Eine Regentenschaft, eine Regierung und die vollständigste Anarchie ist unter dem Namen der Republik eingesezt — eine Sachlage, bei der es zunächst keine Möglichkeit gibt, sich mit dem vor Verbrechern rasenden Volke in Verbindung zu setzen. Sollte sich eine richtige Regierung aus diesem Chaos entwickeln, so bin ich gewissenhaft der Meinung, daß das „einmütige Wort“ der Großmächte, wie ich es in den vorhergehenden Seiten gekennzeichnet habe, den neuen Machthabern ohne jede Einschränkung bekannt gemacht werden sollte.“

### Die blaue Dame.

Reinhold-Roman von Auguste Strauch.

(Fortsetzung.)

„Man sagte mir, daß der Retter meines Kindes wie ein — ein —“  
Sie kam mit ihrem Gemurmel nicht weiter, da vollendete Ossip herb lächelnd, „ein armer Teufel ausfah“, sagte er, und noch während er redete, wurde sein Lächeln humoristisch. „Nun gnädige Frau, die Leute, die Ihnen dies sagten, hatten ganz recht. Ich sehe nicht nur arm aus, ich bin es auch, wie sehr arm, das weiß freilich nur einer, aber so erbärmlich armselig bin ich denn doch nicht, daß ich mir diese Tat bezahlen ließe.“  
Wieder wurde die Dame rot, und wieder stammelte sie eine Entschuldigung, und Jewseff nickte ihr zu: „Schon gut, ich kann es mir ja denken, daß Sie mir nicht weh tun wollten. Aber, jetzt eine Frage, gnädige Frau! Sie haben doch das gewissenlose Dienstmädchen, das auf Ihr Kind so wenig geachtet hat, davongejagt?“  
Zum drittenmal stieg jetzt das Blut in das Gesicht der Dame, und wieder stammelte sie ein paar Worte, die doch so viel Wahrheit enthielten, daß man aus ihnen entnehmen konnte, wie eigentlich sie selber die Schuld trüge.  
Da verneigte sich Ossip leicht und sagte: „Ah! Dies ist etwas anderes. Sie selber können sich natürlich nicht.“ „Davonjagen, wollen Sie sagen, Herr — Herr Jewseff“, brauste die Dame, sich rasch von ihrem Sitz erhebend, auf, um dann doch gleich wieder sanft und verlegen zu werden, denn der junge Mann, der ihr entgegenwundert da vor ihr saß, kannte sie abermals mit seinem seltsam ruhigen Blick, und dabei sagte er: „Regen Sie sich doch nicht auf, gnädige Frau. Sie müssen doch zugeben, daß Sie eine Magd des gleichen Falles wegen sofort entfernt hätten, und die wäre zu dem Kinde doch eine Fremde gewesen, und Sie sind die Mutter.“  
Jetzt schlüchzte die Dame laut auf und sagte leidenschaftlich bewegt: „Nein, haben Sie, ganz recht. Aber weil Sie mir so hartes sagten, müssen Sie mir jetzt erlauben, etwas für Sie zu tun.“

Jewseff mußte über diesen merkwürdigen Schluss lächeln.  
„Geben Sie das Kuvert her“, sagte er. „Ich bin ja wirklich ein ganz armer Mensch. Es ist doch hoffentlich Geld drinnen?“  
„Gewiß. Natürlich.“  
Die Dame reichte ihm das Kuvert hin. Er nahm es und langte in seinen Rocktasche. Er brachte einen Bleistift zum Vorschein. Damit schrieb er ein paar Worte auf das Kuvert.  
„So. Sehen Sie. Ich komme nur selten dazu, jemanden etwas geben zu können. Heute ist eine solche seltene Gelegenheit und die darf ich ja eigentlich gar nicht von mir weisen. Seien Sie nun noch so gut, gnädige Frau, und besorgen Sie das Kuvert. Mein Knie ist wirklich der Schonung bedürftig, und ich erspare mir gerne das Ausgehen.“  
Er gab das Kuvert zurück. Die Dame nahm es. Sie drückte ihm dabei die Hand.  
„Wollen Sie nicht wenigstens vorher schauen, was Sie da weggeschicken?“ fragte sie schlichtern und er darauf: „Meinetwegen? Nein, ich bin nicht neugierig. Und Ihr Knie? Ah! Sie werden ja nichts unterschlagen! Und — natürlich wird mein Name nicht genannt.“  
Noch immer hielt die Dame seine Hand, jetzt ließ sie sie los.  
„Nein, ich werde gewiß nichts unterschlagen“, lächelte sie, nickte ihm zu, und ging.  
Auf der Schwelle wandte sie sich zurück und schaute ihn noch einmal aufmerksam an.  
„Ich werde Sie nie vergessen, Herr Ossip Jewseff“, sagte sie, dann schloß sie die Tür.  
Am anderen Tage gab ein livrierter Diener für Herrn Jewseff eine Zeitung im grauen Hause ab.  
Ossip durchblätterte sie. Eine Stelle darin war mit Rotstift angestrichen.  
Die so bezeichnete Notiz war von der Redaktion hineingegeben. Sie lautete: Gestern abend kamen durch uns dem Vereine für Unterstützung entlassener Sträflinge zwei Spenden zu. 500 Kronen wurden uns unter den Buchstaben D. J. und eine ebenso große Summe unter dem Motto: „Für eine scharfe Lehre“ zu gedachtem Zwecke

überantwortet. Wir haben die großmütigen Spenden der beneideten Vereinsleitung bereits zugeführt.“  
Ossip legte das Blatt mit einem Lächeln der Befriedigung weg, dann glättete er ein anderes Stück Zeitungspapier, das er gerade vorhin der Tasche seines Rockes entnommen hatte.  
„Daß ich so ganz darauf vergessen konnte!“ sagte er dabei zu sich selber und dann: „Nun, ich habe eben noch viel zu lernen.“  
Das Stück Zeitung, das er jetzt vor sich liegen hatte, ist der äußerste Bogen des „Luzerner Tagblattes“ vom 2. Juni.  
„Eine Luzerner Zeitung ist es“, überlegte Ossip. „Hat diese Toni, von der man nicht weiß, wohin sie abgereist ist, Interesse für Luzern gehabt? Hat sie sich deshalb diese Zeitungsmummer gekauft. Oder ist das Blatt, oder dieser Teil des Blattes nur zufällig in ihren Besitz gelangt?“  
All dies fragte sich Ossip, aber er hat natürlich keine Antwort darauf.  
Lange sitzt er so und sinnt und sinnt.  
Dann schaut er auf.  
Wieder ist die Deisler von einem Ausgang nach Hause gekommen und wieder bringt sie, das sieht Jewseff ihr an, eine Neuigkeit mit.  
„Nun? Was gibt es denn diesmal?“ fragt er, immerhin angeregt von ihrem erhöhten Aussehen. „Ich habe soeben intensiv an Ihren Liebling, die Toni gedacht. Haben Sie vielleicht inzwischen eruiert, daß sie heilig gesprochen worden ist?“  
„Spotten Sie nur, Herr Ossip“, sagt die alte Frau gut gelaunt, „spotten Sie nur, das ist immerhin ein Zeichen, daß es Ihnen nicht schlecht geht. Nein, nein, von der Toni habe ich weiter nichts gehört, aber jetzt weiß ich, wer die Dame ist, die gestern hier war. Die Zeitungen haben ja nur die Anfangsbuchstaben von ihrem Namen bringen dürfen, wie sie von dem Unglück berichtet haben. Wenn ein armes Weib ihr Kind hätte ins Wasser fallen lassen, hätten die Zeitungen natürlich den ganzen Namen ausgedruckt, aber bei so feinen Leuten muß man selbstverständlich dekolieren. Aber der Zufall bringt halt manchmal doch etwas an den Tag.“ (Fortf. folgt.)



## Aus Württemberg.

**Dienstaachrichten.** Berzagt: den Bahnmeister Collmer in Niederstetten in den Ruhestand.  
Nedextragen: die erledigte Stelle eines Staatsstrafenmeisters mit dem Wohnsitz in Geislingen a. St. dem Strafenmeister Rimmich in Ehingen seinem Ansuchen gemäß.

**Geistliche Ortschulauufsicht.** Von den 48 Diözesanvereinen Württembergs haben nimmehr 46 zur Frage der geistlichen Ortschulauufsicht, bezw. zu dem bekannten Eßlinger Beschluß Stellung genommen. Von diesen 46 Diözesanvereinen erklärten sich 36, gemäß dem Eßlinger Beschluß für Abschaffung der geistlichen Ortschulauufsicht, drei weitere Vereine haben mit teilweisen Vorbehalten diesem Beschluß zugestimmt. Für Beibehaltung der geistlichen Ortschulauufsicht haben sich 3 Diözesanvereine, nämlich Hall, Ulm und Urach, erklärt. Eine Stellungnahme zu dieser Frage haben im gegenwärtigen Augenblick abgelehnt 2 Vereine darunter Ludwigsburg. Der Eßlinger Beschluß hat somit die Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Diözesanvereine in Württemberg gefunden.

**Stuttgart, 18. Okt.** Wie bereits angekündigt, hat die Untersuchungskommission ihre Prüfung des Baugeschäfts am Plage der allgemeinen Regionskaserne gestern abend nimmehr beendet. Die Ergebnisse waren derart, daß eine Voruntersuchung gegen den mit der Bauausführung beauftragten Architekten wegen fahrlässiger Tötung eröffnet wurde. Der Abbruch der stehen gebliebenen Teile und die Aufräumung der Trümmer kann erst beginnen, wenn die nötigen Schutzmaßnahmen getroffen sind. Von der Unglücksstätte sind zahlreiche photographische Aufnahmen gemacht worden, die zur Auffindung der beim Bau gemachten Fehler geeignet erscheinen.

**Ludwigsburg, 18. Okt.** Gegen den bekannten Ministerialerlaß, der die Vornahme der Gemeinderatswahl erst gegen Ende Dezember als angezeigt bezeichnet, mit Rücksicht auf die am 1. Dezember erfolgende Herabsetzung der Bürgerrechtsgebühr, wandte sich Oberbürgermeister Dr. Hartenstein in einer im Gemeinderat abgegebenen Erklärung in der er nachwies, daß bei Verdrückung der einschlägigen, gesetzlichen Bestimmungen die Gemeinderatswahl frühestens am 28. Dezember die Bürgerrechtsgebühr aber erst im Januar stattfinden könnte, so daß es Februar würde, bis man ein richtig zusammengesetztes Kollegium bekäme. Die Verlegung der Wahl hätte er aber gesetzlich für überhaupt nicht zulässig unter Hinweis auf die Bestimmungen von Art. 12 und 241 der Gemeindeordnung, über die man sich nicht hinweg setzen könne. Ebenso wenig kann er sich mit dem Rat des Ministeriums befremden, die Bürgerrechtsgebühren im Voraus mit Wirkung vom 1. Dezember ab zu erledigen. Man könne nicht in die Wählerliste vor dem 1. Dezember Leute eintragen, die noch gar nicht Bürger seien. Das ganze Verfahren entspreche nicht dem Gesetz. Wenn einer aufgenommen werde, dann sei er eben Bürger und habe die am Tage der Aufnahme geltende Gebühr zu zahlen. Ein anderes Verfahren sei im Gesetz vom 16. Juni 1885, das den Mindestbetrag der Aufnahmegebühr auf 5 Mk. bestimme, nicht vorgesehen. Der Gesetzgeber hätte eben event. den Art. 253 der Gemeindeordnung früher in Kraft treten lassen sollen. Außer Betracht bleibe hierbei für den Oberbürgermeister die Rücksicht darauf, ob durch seinen Beschluß Wähler einer bestimmten Partei von der nächsten Wahl ausgeschlossen werden. Der Gemeinderat, der am 18. September schon ein Gesuch von sozialdemokratischer Seite um Hinausschiebung der Wahl abgelehnt hatte, trat dem Antrag des Oberbürgermeisters, es bei diesem Beschluß zu belassen, bei.

**Ludwigsburg, 18. Okt.** Wie der Schw. M. hört, hat die Heilanstalt Württemberg über den früheren Irrenanstaltsbesitzer Hermann Kraus in Ludwigsburg, der am 8. Sept. den Anlageportier Dambach dorfselbst absichtlich erschossen hat, ihr Gutachten dahin abgegeben, daß Kraus zurzeit der Tat sich in einem Zustand krankhafter Störung der Geistestätigkeit befunden habe, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Auf Grund dieses Gutachtens dürfte Kraus außer Verfolgung gesetzt, jedoch als gemeingefährlicher Geisteskranker dauernd in eine Irrenanstalt eingewiesen werden.

Freitag abend 8 1/2 Uhr ist im Dachstod des Gebäudes der Vereinigten Treibfabriken in Untertürkheim ein Brand ausgebrochen. Das Feuer, das eine größere Ausdehnung annahm, wurde durch die Freiwillige Feuerwehr Untertürkheim gelöscht. Der Materialschaden ist ein erheblicher.

In Hegensberg O.A. Eßlingen brannte das ganze Amosien des Bauern Wilhelm Leech mit sämtlichen Futtervorräten nieder.

In Heimbach O.A. Hall ist die mit reichen Futtervorräten gefüllte Scheuer des Bauern Stiebel niedergebrannt.

Zu der Nacht auf den Freitag stießen auf dem Bahnhof in Ulm zwei Rangierzüge zusammen, wodurch 2 Wagen zerstört wurden. Ein Anknüpfer trug schwere Verletzungen davon. Die übrigen Bediensteten konnten sich durch Abspringen noch rechtzeitig in Sicherheit bringen.

Wie wir kurz mitteilen, ist die in Frauenfeld inhaftierte Haushälterin Josefine Japf von Tettnang, die dort als Mithilfliche des Mörders von Göttingen am Bodensee in Untersuchungshaft steht, auch in eine Strafuntersuchung wegen schweren Diebstahls in Jülich verwickelt. Die Japf stand diesen Sommer bei einer Arztfamilie aus Ägypten, die in Jülich Sommeraufenthalt nahm, im Dienste. Die Ägypterfamilie vermißte beim Weggang ihrer Dienerin drei wertvolle Ringe, eine kostbare goldene Uhr und ein schwebgoldenes Kettenarmband. Bei einer Hausdurchsuchung in der Villa der Angeklagten Maier in Thielle wurde einer der abhanden gekommenen Ringe, eine Schlange darstellend, die im offenen Mägen eine große Perle trägt, sowie kleinere Schmuckstücke gefunden. Zwei Ringe, deren goldener Teil ebenfalls Schlangen darstellt, enthalten sogenannte Starabäen, Kuferscheine, die alte, ägyptische Ziselarbeiten zeigen, wie man sie nur noch als Kuriositäten in Museen findet. Diese Ringe wurden von der Japf jedenfalls verjagt. Den in

Thielle aufgefundenen Ring will die Japf auf eine Art erhalten haben, die sich als plumpe Fälsche erweist.

## Gerichtssaal.

**Koburg, 12. Okt.** Die Strafkammer verurteilte die Porzellanarbeiter Schwent und Köhler zu 14 Tagen Gefängnis, weil sie, als wegen Lohnforderung ausgesperrte Arbeiter, arbeitswillige Mädchen von 15 bis 17 Jahren von der Arbeit in der betreffenden Fabrik fernhalten versucht hatten. Sie drohten den Mädchen, ihnen die Beine zusammenzuschlagen und das Dorf, in dem die Arbeitswilligen wohnten, in die Luft zu sprengen. Der Staatsanwalt hatte 6 Wochen Gefängnis beantragt.

**Berlin, 19. Okt.** Morgenblätter melden: in dem Mordprozeß Waldeck wurde der Aufseher Waldeck, der seine Geliebte auf deren ausdrücklichen Wunsch erschossen hat wegen vorfälscher, mit Ueberlegung ausgeführter Tötung zu 5 Jahren und 2 Monaten Gefängnis verurteilt. 6 Monate Untersuchungshaft werden abgerechnet.

## Ein internationaler Schwindler

stand in der Person des früheren Goldschmiedes, jetzigen „Privatgelehrten“ Isaak Baumeister aus Schauenstein in Bayern vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I in Berlin, um sich wegen Betruges und Urkundenfälschung zu verantworten. Er wurde beschuldigt, im September 1902 in Florenz den Deutschen Hilfsverein um 23 Lire betrogen zu haben; ferner wurde ihm vorgeworfen, daß er in Florenz eine intellektuelle Urkundenfälschung begangen und in Genua 1902 ein Dokument über seine Anstellung als Hilfsarbeiter bei dem deutschen Generalkonsul fälschlich angefertigt habe. Schließlich wurde er beschuldigt, in den Jahren 1902 bis 1904 zu Genua Siegelmarken, Formulare zu Reisepässen, Kanäle- und Mundierpapier dem deutschen Generalkonsulat gefälscht, endlich mehrere Betrüge gegen den Oesterreichisch-ungarischen Hilfsverein zu München, den Ludwigs-Missionsverein in München, dem königlichen Hofkurator Dr. Geiger in München und das Institut der englischen Fräulein in Nymphenburg begangen zu haben.

Die Lebensgeschichte des B. bildet einen Roman. Sein Vater war Stadtschreiber in Schauenstein, von dem er die Trunksucht geerbt haben soll. Wegen eines in jungen Jahren begangenen Diebstahles wurde er in Zwangsverziehung gebracht. Von da kam er nach Würzburg zu einem Goldschmied in die Lehre, ging aber nach etwa drei Jahren durch und fand in verschiedenen Städten Bayerns Stellung, bis er im Jahre 1902 in Kempten wegen Betruges verurteilt wurde. Am 5. August 1902 entbrang er jedoch aus dem Gefängnis in Kempten und verschwand aus Deutschland. Dann ließ er sich in Graz auf der Universität immatrikulieren und studierte fleißig. Dadurch eignete er sich große Sprachkenntnisse und eine außerordentliche Schriftgerandtheit an. Er beherrschte die deutsche, französische, italienische, englische, tschechische, die neugriechische, die altgriechische Sprache und das Sanskrit. In Graz beschäftigte er sich viel mit philosophischen und theologischen Fragen und gab unter seinem Namen ein Werk über die Lautgleichheit in den verschiedenen Sprachen heraus. Von Graz ging er nach Wien, wo er etwa drei Jahre lebte, dann besuchte er Innsbruck, Linz, Zürich, Mailand und Rom, wo er in das Kollegium Marianus eintreten und Missionar werden wollte. Im Vatikan will er als Uebersetzer für einen Geheimsekretär beschäftigt gewesen sein und beim Monsignore del Val gewohnt haben. Seinen Kassenhalt in Rom berechnete er auf neun Monate. Von dort kam er wieder nach Wien, dann tauchte er als Dr. Zdejar in London auf, wo er bei dem Professor der Theologie und Philosophie Wright als Hilfsarbeiter beschäftigt war. Mit Empfehlung des Professor Wright kam er nach Basel zu dem evangelischen Missionsinspektor Dr. Deder und wollte Lehrer in der China-Mission werden. Die Sache scheiterte aber, da angeblich ein größeres Eintrittsgeld gefordert wurde. Er ging dann nach Gießen zu einem Herrn Dubert als Hauslehrer, wurde aber nach einiger Zeit wegen Trunksucht entlassen.

Sein Schicksal verschlug ihn dann weiter nach Basel, Bayern, Württemberg, Bukarest, wo er in einem Bankinstitut einige Zeit als Bibliothekar und Archivar tätig war. Schließlich ist er in Leipzig in dem deutschen Studienheim des Pfarrers Oprentz tätig gewesen. Am 12. April 1906 wurde er in Lemberg, wo er gleichfalls als Dr. Zdejar auftrat, verhaftet und, nachdem er eine ihm von dem Landgericht Czernowitz zuerkannte Arreststrafe von drei Monaten verbüßt hatte, an Deutschland ausgeliefert.

Der Angeklagte, der jetzt 40 Jahre alt ist, wies darauf hin, daß er auf sumpfigem Boden aufgewachsen sei und durch seine Vorfahren mehrfach gezwungen gewesen sei, sich einen andern Namen beizulegen. Als er aus Basel verschwunden war, fand der Missionsinspektor Deder in seinem im Missionshause zurückgelassenen Koffer etwa 60 blaue Siegelmarken des deutschen Generalkonsuls in Genua, 13 Postformulare, 15 Bogen Stempelpapier u. a. Diese Gegenstände stammten aus den Beständen des deutschen Generalkonsulats in Genua. Ferner fand sich ein auf den Namen August Blank lautendes Staatsangehörigkeitszeugnis, das vom deutschen Konsulat in Florenz ausgestellt war, und drei Briefe mit der Adresse „Herrn Dr. phil. Aug. Blank“. Ein solcher Brief war vom 10. November 1902 bis zum 22. Januar 1904 beim deutschen Generalkonsulat in Genua als Hilfsarbeiter beschäftigt gewesen und hatte seine Papiere verloren. Die im Koffer vorgefundenen Formulare hat der angeklagte Dr. Zdejar während seiner Beschäftigung bei dem Generalkonsulat in Genua entwendet. Der Angeklagte bestritt entschieden jede Schuld und behauptete, einen Doppelgänger in der Person eines Schmeichlers zu besitzen. Dieser habe den Koffer mit den entwendeten Papieren nach Basel geschickt. Im Februar 1902 soll er ferner unter Verweisung einer auf „Dr. med. Christian Caspeltowic“ lautenden Legitimation und eines Doktordiploms vom Oesterreichischen Hilfsverein in München eine Unterstützung verlangt und erhalten haben. Am 28. Januar 1902 erschien B. bei dem Domkapitular Georg Bräuklin

in München, der Vorsteher des Ludwigs-Missionsvereins in München war, und erhielt eine Reiseunterstützung von 30 Mark, weil er angab, daß er in die Gesellschaft der Salvatorianer des Pater Jordan in Rom eintreten wolle. Auch hier bestritt B. seine Schuld.

Auf Anregung des Gefängnisarztes Medizinalrat Dr. Hoffmann ist Baumeister in der Charitee auf seinen Geisteszustand beobachtet worden. Nach dem Gutachten des Professors Dr. Köppen ist er zwar ein außergewöhnlich begabter, aber auch ein degenerierter Mensch; er sei erblich belastet und weise manche pathologische Züge auf, falle aber nicht unter den § 51 des Strafgesetzbuches. Staatsanwalt Muth beantragte darauf zwei Jahre Gefängnis. — Der Gerichtshof erkannte nach längerer Beratung wegen Betrugs in zwei Fällen auf eine Gesamtstrafe von sechs Monaten Gefängnis, die durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurden. Von der Anklage der intellektuellen Urkundenfälschung wurde er freigesprochen. Zwei andere Fälle der Anklage fielen der Vertagung anheim, da einige in Süddeutschland ansässige Zeugen kommissarisch noch vernommen werden sollen.

## Kunst und Wissenschaft.

**Stuttgart, 18. Okt.** Spiel-Plan der R. Württ. Hoftheater. Sonntag, 20. Okt.: Die Legende der heiligen Elisabeth (S. 1. 7 Uhr). Montag, 21. Okt.: Gastspiel des Oberbayr. Bauerntheaters, D'Bräutost. (A. 6. 7 1/2 Uhr.). Dienstag 22. Okt.: Die lustige Witwe (B. 7. 7 1/2 Uhr.). Mittwoch 23. Okt.: Fidelio. (C. 7. 7 1/2 Uhr.) Donnerstag 24. Okt.: Gastspiel des Oberbayr. Bauerntheaters, Der Wissenswurm. (B. 8. 7 1/2 Uhr.). Freitag 25. Okt.: Bar und Zimmermann (A. 7. 7 1/2 Uhr.). Samstag, 26. Okt.: Zum ersten Male: Rosen. Vier Sinfakten von G. Sudermann. 1. Margot, 2. Lichtbilder, 3. die ferne Prinzessin, 4. der letzte Besuch. (C. 8. 7 1/2 Uhr.). Sonntag 27. Okt. Zum ersten Male: Aulassin und Nikolette. Romantisches Liebespiel in sechs Bildern von M. Marschall. Hierauf Flauto solo. (S. B. 7 Uhr.) Montag 28. Okt.: Ethelwold (A. 8. 7 1/2 Uhr.). Spielplan-Entwurf für die Zeit vom 29. Okt. bis 4. Nov. Dienstag 29. Okt.: Carmen. Mittwoch 30. Okt.: Die weiße Frau auf Adenel. Donnerstag 31. Okt.: Rosen. Liederhalle 1. Abonnementskonzert. (1. Symphonieabend.) Freitag, 1. Nov. Aulassin und Nikolette. Bagliacci. Samstag 2. Nov. Der Dieb. Sonntag 3. Nov.: Lantjaner. Montag 4. Nov.: Macbeth. R. Wilhelmstheater. Gastspiel des Oberbayr. Bauerntheaters. Sonntag 20. Okt.: Nachmittags: Brave Lumpen. Abends: D'Welt geht unter (2 1/2 und 7 Uhr.) Dienstag 22. Okt.: 2. Abonnementsvorstellung D'Bräutost. (7 1/2 Uhr.). Mittwoch 23. Okt.: D'Welt geht unter. (7 1/2 Uhr.). Sonntag 27. Okt.: Husarenfieber. (7 Uhr.) Spielplan-Entwurf für die Zeit vom 29. Okt. 4. Nov. Ein idealer Gatte. Sonntag 3. Okt.: Rosen.

## Eine Warnung für Hochzeitsreisende.

Der „B. J. a. M.“ wird von ihrem römischen Korrespondenten geschrieben:

Die Venetianer, diese Filous, haben es längst herausgefunden, daß die deutschen Hochzeitsreisenden die zärtlichsten, weltvergessensten sind. Es kommt ihnen komisch vor, so komisch wie die aufknöpfbaren Lodenröcke vieler deutscher Damen und die Bergstöcke, die viele deutsche Männer noch in der Hand halten, wenn sie San Marcos Bezirk betreten. Und wie ihre Rucksäcke. An all dem, an der Zärtlichkeit, den Lodenröcken, den Bergstöcken und den Rucksäcken wollen sie nun gar die Deutschen als an untrüglichen Merkmalen erkennen. Wenn das nicht eine unerhörte Ueberreizung ist!

Aber doch möchte ich warnen. Ich selbst begegnete einst einem engverwachsenen Paare auf der Treppe des Palazzo Pitti in Florenz. Sie fuhren schnell auseinander, als meine Schritte erklangen, und die kleine Frau sagte aufatmend: „Achott! Hab' ich mich erschrocken!“ Solche und ähnliche Szenen kann man oft genug beobachten. Nun gibt es in Italien ein Gesetz, das aus Gründen der Moral Liebeslungen an öffentlichen Orten streng verbietet. Wahrscheinlich, um bei dem heißblütigen Volke argen Mißbrauch zu verhindern. Sind doch die öffentlichen Parks deshalb fast überall am Abend geschlossen, die Villa Borghese hier in Rom ist nach Sonnenuntergang zum Beispiel dem Publikum nicht mehr zugänglich, angeblich, weil die aufsteigenden Nebel Fieber erzeugen. In Wahrheit jedoch sagt einem jeder fiebernde Badfisch den Grund: „Weil sonst dort zu viel geküßt würde!“ Im Kolosseum —, besonders wenn Mondschein im Kalender steht — hört man süße Laute in allen Sprachen, die verliebten Paare, hierige und fremde, sitzen im tiefen Schatten an moosbewachsenen Mauern, an Säulenstrümpfe geklebt, auf verwitterten Stufen, in unbewusstem Triumph über das harte Gesetz der Bergänglichkeit, das ihre Umgebung predigt. Vor nicht langer Zeit veranstaltete die Polizei einmal eine Razzia in den Ruinen des großen Zirkus. Es war zu so später Stunde, daß die Fremden alle längst in die Hotels zurückgekehrt waren; der Schauspiel gehörte nur noch den Einheimischen, aber es wurde eine so große Beute gemacht, daß damals der Plan in Erwägung gezogen wurde, ein Gitter um das Risenbauwerk zu errichten und auch dieses abends abzuschließen.

Eine Gerichtsverhandlung gegen zwei vertriebene Uebeltäter hat neulich vor dem römischen Tribunal stattgefunden, zum größten Gaudium der Richter, der zahlreichen, gerade unbefähigten Advokaten, zur schmerzlichen Verwunderung für die beiden Ertrappten und, so hoffe ich, zur Wahrung für unvorsichtige Donimondsüchtige. Der Det der Tat ist allerdings ein wenig sonderbar gewählt und könnte Pharisäern schon sich Grund zu ernstem Kopfschütteln geben. Der Kirchhof von Campo Verano. Ein junger Mann hatte mit seiner verlobten Braut das Grab seiner Mutter besucht und es in kindlicher Liebe mit Blumen geschmückt. Zärtliche Gefühle für die lebendige Geliebte, die neben ihm kniete, hatten ihn auf dem Umwege des teuren Gedankens an die tote Mutter gemacht. So unwillkürlich gepackt, daß er sein Mädchen umarmte und küßte. Im Gebüsch aber lauerte ein Kirchhofswäch-

ter, der sich in diesem Augenblick auch zum Wächter über die gute Sitte berufen fühlte. Er ging zum Rabi und beschuldigte die beiden, den heiligen Frieden des Ortes durch ihr Tun entweiht zu haben.

Das Mädchen, eine hübsche junge Schneiderin, wahrte todesmutig ihr Recht auf ein Küchlein in Ehren. So etwas, meinte sie, müsse überall erlaubt sein und störe die Ruhe der Toten nicht. Leider half ihr die tropische Verteidigung nichts, sie und ihr Schatz, der sich stiller und demütiger vor Gericht benahm als sie, mußten auf zwei und einen halben Monat ins Gefängnis wandern.

Ein junges Ehepaar, das eines Abends an der Piazza Venezia, also in der belebtesten Gegend Roms, auf die Elektrische wartete und, weil das Warten gar so langweilig war, sich die Zeit durch ein paar verstoßene Küsse verlärgte, wurde sofort von einer wachsamem „Guardia“ festgenommen. Der menschlich fühlende Richter nahm sich ihrer an und sprach sie frei, aber ein böses Abenteuer bleibt es doch, in einer so delikaten Angelegenheit vor den Schranken des Gerichts erscheinen zu müssen.

Im Interesse meiner hochzeitsreisenden Landsleute habe ich es mich nicht verdrücken lassen, einen italienischen Rechtsgelehrten darüber zu befragen, ob das drakonische Gesetz gegen das Küssen auch auf Ausländer Anwendung finde.

„Aber ja! Gewiß!“ war die Antwort. Denn sittlich gefährdet sei durch den Anblick doch das italienische Volk, es müsse geschützt werden, ob es wolle, oder nicht. Nebenbei gesagt: es will gar nicht, denn jegliche Prüderie ist ihm gänzlich fremd. Aber Denunzianten gibt es überall. Also Vorsicht, ihr Hochzeitsreisenden, ihr seid genau!

### Aus dem Leben der Bienen.

Anziehende Beobachtungen aus dem Leben der Bienen, die in interessanter Weise ihre Fähigkeit zeigen, angelegentlich unvorhergesehener Ereignisse gewissermaßen Schlüsse zu ziehen und ihnen gemäß gemeinsam zu handeln, teilt Gaston Bonnier, das bekannte Mitglied des Pariser Instituts, in den „Annales“ mit. „In einem schönen Sommertage“, so berichtet er, „tröpfelte ich in meinem Garten ein wenig Zuckersirup auf ein Blatt in der Nähe honigtragender Blumen. Obgleich die Sammelbienen emsig umher schwärmten, bekümmerte sich keine um den Siruptröpfchen. Schließlich machte ich von einer Blume eine Art dünnen Zuckerweg zu dem Tröpfchen. Nach etwa zehn Minuten bemerkte eine Biene diese Spur, folgte ihr und entdeckte den Tröpfchen. Sofort begann sie, die zuckerige Flüssigkeit mit dem Rüssel aufzusaugen, bis sie ihre Tasche gefüllt hatte und flog dann zum Stock.“ Bonnier hatte die Gelegenheit benützt, um die fleißige Arbeiterin mit einem dünnen weißen Pulver zu zeichnen. „Während der Abwesenheit der Biene goß ich noch einige weitere Siruptröpfchen auf das Blatt. Nach drei Minuten kehrte die gezeichnete Arbeiterin wieder zurück; zwei Gefährtinnen kamen mit ihr. Die gezeichnete Biene fliegt geradewegs zu dem Siruptröpfchen; die beiden anderen summen offenbar suchend umher und entdecken bald die anderen Tröpfchen. Während sie den Sirup aufsaugen, markiert Bonnier sie mit einem feinen roten Staub. Sie kehren zurück in den Stock und kehren wieder, während Bonnier jeweils die Abwesenheit benützt, um die Siruptröpfchen zu erneuern. Die Schar der Bienen erhöht sich bald auf sieben; sie kehrten regelmäßig wieder.“

Was ist nun wahrscheinlich im Bienenstock geschehen? Die Zuckersirup auf den Blättern werden als das natürliche Erzeugnis einer honigerzeugenden Blume angesehen. Der Zuckersirup enthielt etwa 65 Teile Wasser, entsprach also annähernd der Zusammensetzung des Blütenhonigs und konnte von den Bienen daher für den „Nektar“ gehalten werden. Auf Grund der Entdeckungen der ersten Biene entsandte die Kolonie also die genügende Anzahl Arbeiterinnen, um die Ernte einzubringen.“

Nun aber machte Bonnier ein höchst interessantes Experiment: Am nächsten Morgen ersetzt er an derselben Stelle die Siruptröpfchen durch frischen, flüssigen, aus einem anderen Stock entnommenen Honig. Dieser Honig hat natürlich eine andere Zusammensetzung als der Zuckersirup oder der „Nektar“; er enthält nur 25 Teile Wasser, und besitzt jenen eigenartigen, etwas tierischen Geruch, den die Bienen sehr deutlich wahrzunehmen wissen. Die erste Biene, die an Stelle des Sirups den Honigtröpfchen findet, zaudert erst, umtriebt prüfend den Tröpfchen und erst nach einiger Zeit beginnt sie die Flüssigkeit aufzusaugen. Bald darauf kehrt sie zurück, aber diesmal mit einer ungleich zahlreicheren Schar von Genossinnen, als am Tage vordem zum Sirup. Und dann, nach Ablauf von zwanzig Minuten, schwillt die Schar immer mehr an. Ich erneuere die Honigtröpfchen, ein dichter Schwarm stürzt sich auf die Stelle, wo der Honig ist. Dann beginnen die Tiere in sichtlich Aufregung den ganzen Garten zu durchsuchen, die Mauern, das Dach, ja sie suchen in die Zimmer meines Hauses einzudringen. Ich muß eilends davon laufen, um mit einem Hut und einem Schleier meine Beobachtungen fortzusetzen. Aber nichts Ungewöhnliches geschieht mehr, die Bienen haben alle den Stock verlassen und sahren fort, in großer Eile den Garten zu durchsuchen, aber offenbar, ohne das Gesuchte zu finden. Nach Ablauf einer halben Stunde legt sich die Aufregung und in vollkommener Ordnung kehren die Tausende in ihren Stock zurück. Was war geschehen? Warum wurde das Experiment, das mit dem Sirup in aller Ruhe zu Ende geführt werden konnte, plötzlich vereitelt, als ich statt des Sirups Honig benutzte?

„Die Kenner der Bienen werden mit der Antwort nicht zaudern. Die erste Sammlerin trug den Honig in den Stock. Dort ward die Ernte untersucht. Honig? Es gibt in der Natur keinen Honig! Wie können also die Sammlerinnen Honig finden? fragten sich die Bienen im Stock. Es kann nur Honig aus einem anderen Bienenstock sein. Irgendwo muß ein schwacher oder verwaister Bienenstock sein, das ist einer, der seine Königin

verloren hat, ausgeraubt werden. Und das bedeutet Krieg. Die Kolonie gibt das Signal zum Raubzuge. Eine Unzahl von wütenden kampfbereiten Bienen fliegt hinaus zum Streite. Wo ist der Stock, der angegriffen werden soll? Da ich nun die Honigtröpfchen nicht erneute, finden sie nichts mehr. Aber irgendwo in der Nähe muß ein Bienenstock sein, sonst hätten die Sammlerinnen doch nicht Honig anbringen können. Also wird weiter gesucht. Aber nichts, absolut nichts ist zu finden. Nach einiger Zeit ermattet der wilde Eifer. Es war gewiß nur falscher Alarm. Und enttäuscht kehren die kampflustigen an ihre Arbeit zurück.“

### Bermischtes.

**Im Herbst.** Welch' stimmungsvolle Farben die Natur in jegiger Jahreszeit in Wald und Feld hervorzuzaubern vermag, das kann man bei einem Spaziergang ins Freie wahrnehmen. Die Erde steht noch in ihrem tiefen glänzenden Grün, spät erst kommt etwas Rot und mehr Gelb hinzu, das dann jachte in das winterliche Braun übergeht. Die Bäume aber prangen in Gold, sie sieht aus wie ein vergoldeter Baum aus einem Märchengarten. Prächtig ist auch der europäische Spindenbaum, das Pfaffenlütchen, anzuschauen. Da leuchten nicht nur die so seltsam geformten, pfirsichblütenfarbenen Früchtchen, bei denen es noch feuerfarben zwischen der geplatzen Schale hervorbricht, es leuchtet auch glänzend rot auf einzelnen Blättern, während die meisten noch in stropendem Grün stehen. Das versteht der Oktober meisterlich, mit wenigem große Wirkungen zu erzielen, denn wir finden öfter an dem in üppiger Blattfülle stehenden Strauchwerk einzelne Blätter in glühender Herbstfarbe, die dann um so leuchtender und auffällender aus dem dunklen Grün hervortritt. Prächtig ist der Brombeerstrauch geschmückt. Seine Blätter zeigen die Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Farben, wie wir sie an tropischen Gewächsen, den Begonien und dem Coleus bewundern. Wir sehen die Blätter geädert, gefleckt, punktiert und gerändert, mit Gelb, Rot, Bronze und Braun, alle Farben in einer Blüte, die jedes Blatt zu einem Kunstwerk des Meisters Herbst machen. Die Blätter der Farben verläßt, aber bis in den tiefsten Winter hinein finden wir noch die bunt bemalten Blätter am Brombeerstrauch, Erinnerungsfächer an die vergangene Sommer- und Herbstherrlichkeit. Aber nicht nur die hervorragenden Pflanzen in der Landschaft, die Bäume und Sträucher, erhalten ein so festtägliches Kleid, auch sonst ganz verächtete und unansehnliche Gewächse erhalten statt der ihnen fehlenden Blumen jetzt noch zum Schluß der Sommerfeier ein glänzendes Gewand.

### Die Walthalla deutsches Eigentum.

Daß die Walthalla — nicht die aus der Edda oder aus Richard Wagner, sondern der bekannte Tempelbau, der sich unweit Regensburg am Donauufer erhebt, von Rechts wegen jetzt Eigentum des Deutschen Reiches und nicht des bayerischen Staates sein sollte, sucht ein Artikel von Eug. Joehr in der „Tägl. Rundsch.“ darzulegen. König Ludwig I., der Schöpfer der „Walthalla“, hat nämlich in einem Kodizill vom 29. Dezember 1857 bestimmt: „Die Walthalla und was zu ihr gehört, vermache ich Deutschland, meinem großen Vaterlande. Ueber die Aufnahme in dieselbe hat der Bundestag, im üblichen Geschäftsgang, kein Plenum, durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, bei Gleichheit derselben das Präsidium den Ausschlag zu geben. Früher nicht als zehn Jahre nach dem Tode des Betreffenden kann Aufnahme stattfinden.“ Und ein Kodizill vom 14. Mai 1862 sagt im Eingange: „Würde, was Gott verhüten möge, der deutsche Bund aufhören, so fällt die Walthalla an Bayern als Staatseigentum, für die, was ich Bayerns Ruhmeshalle betreffend verfügt, ebenfalls dann zu gelten hätte. Würde später wiederum ein Bund Deutschland vereinigen, würde die Walthalla aufs neue ein Eigentum Deutschlands und hat wieder ins Leben zu treten, was ich in Ansehung ihrer verfügt.“ Als König Ludwig am 29. Februar 1868 in Nizza starb, war der deutsche Bundestag zerfallen und das Deutsche Reich noch nicht entstanden. Am 11. März 1869 beschloß die bayerische Abgeordnetenversammlung nahezu einstimmig die Uebernahme Walthallas auf den Staat Bayern. „Mit der Errichtung des neuen Kaiserreichs im Jahre 1871 — so fährt der Artikel weiter aus — mußte auch das Anrecht, das König Ludwig seinem großen Vaterlande an dem Denkmal vermachte, wieder in Kraft treten. Allein das ist bis heute nicht geschehen. Die Walthalla gilt noch immer als bayerisches Staatseigentum, und der Stifterwille Ludwigs I. ist sechsunddreißig Jahre hindurch unbeachtet geblieben.“

### Die gestörte Sterbestunde.

Aus London wird berichtet: Eine amüsante Szene ereignete sich am Mittwoch Abend im Hird Avenue Theatre, das durch seine rührigen und graufigen Melodramen bei der Kritik sehr gefürchtet ist. Es war am Ende des letzten Aktes, der Bösewicht war endlich so weit, daß er sterben sollte, aber die Langmut des Publikums war erschöpft, und als der Scharke in schönsten Melodramastil seinen verruchten Geist aufgeben wollte, begann im ganzen Zuschauerraum ein wildes Toben, Johlen, Pfeifen und Fischen und der Lärm wollte kein Ende nehmen. Zwei, drei vier Minuten trieb der Darsteller des Bösewichts, Robinson, diese ungalanten Reuefertigungen eines beleidigten Rechts- und Kunstgefühls, dann aber übermannte den Sterbenden berechtigter Empörung, er sprang auf von seinem Totenbette, stürzte vor bis an die Rampe und begann laut ins Publikum zu rufen. Endlich gelang es ihm, sich verständlich zu machen. „Meine Damen und Herren“, so rief der Mime in größter Ueberzeugungswacht, „meine Damen und Herren, ich appelliere an Ihre Gerechtigkeitsgefühl und bitte Sie, uns nicht zu tören. Es sollen die Guten jetzt auch gereitet und belohnt werden, aber Sie müssen uns doch wenigstens die Zeit dazu lassen. Ich will ja sterben. Aber ich bitte Sie, bei diesem Lärm kann ich unmöglich sterben.“ Als bald veränderte sich das Fischen und Pfeifen in lautes Klatschen und Bravo-rufen, befriedigt kroch Robinson in sein Bett zurück, zog die

Dede bis ans Kinn, stöhnte, seufzte und starb dann, daß es nur so eine Freude war.

— Variert. Er: „Ich war ein Narr, als ich dich heiratete!“ — Sie: „Das haben mir die Leute schon vor unserer Hochzeit gesagt!“

— Duett. „Was macht meine Frau?“ — „Die gnädige Frau singt!“ — „Und der Junge?“ — „Schreit auch!“

### Vom Ledermarkte.

Auf dem deutschen Ledermarkte haben sich, wie das „D. T.“ schreibt, in der letzten Zeit recht eigenartige Verhältnisse entwickelt. Der ruhige Verlauf des Frühjahr- und Sommergeschäfts, die außerordentliche Zurückhaltung im Einkauf sowohl des Lederhandels als auch des Konsums eröffneten die besten Hoffnungen für das diesjährige Herbstgeschäft. Da nirgends kennenswerte Lager vorhanden waren, wurde mit einem klotten Absatz gerechnet, umso mehr, als bekanntlich der Herbst die Hauptverbrauchszeit für Leder ist. Die größeren Messen zu Frankfurt (Main) und Leipzig eröffneten auch in ziemlich animierter Stimmung, und die Kauflust war größer als früher, so daß die besten Erwartungen für die weitere Entwicklung des Herbstgeschäfts zu hegen waren. Inzwischen hat sich aber der Verkehr doch nicht so lebhaft gestaltet, im Gegenteil, das Herbstgeschäft hat sowohl der Lederindustrie als auch dem Handel unangenehme Enttäuschungen gebracht. Man hält an den das ganze Jahr hindurch geübten Gepflogenheiten fest, immer nur für den notwendigsten Bedarf zu kaufen, größeres Lager sich jedoch auf keinen Fall hinzulegen.

Die Ursachen des wider Erwarten unbefriedigenden Herbstgeschäfts sind mannigfacher Natur. Zunächst befindet sich die Kundschaft noch immer im Zweifel über die Stabilität der Preise. Früher wurde in Lederfabrikantenkreisen die Taktik verfolgt, alle Preissteigerungen der Rohmaterialien, sei es der Rohhäute oder der Werkmaterialien, zur Ankündigung von Lederpreisrückstellungen zu benützen. Da aber in vielen Fällen solche Preisrückstellungen tatsächlich nicht zur Durchführung kamen, so entstand eine gewisse Unsicherheit in Käuferkreisen. Aber auch den Preisbewegungen auf den Rohhäuteauktionen wurde mehr oder weniger Mißtrauen entgegengebracht, nachdem daselbst häufig genug Preisavancen die Folgen gegenseitiger Treibereien waren und nicht so sehr einem effektiven Bedarf entsprangen. Bei dem stillen Geschäft im Frühjahr hatten sich auch auf dem Stapelplätzen ziemlich umfangreiche Lager angeammelt. Das Gros dieser ging allmählich in den Konsum über, aber in Käuferkreisen war die Besorgnis um Ware nicht so groß wie sonst bei Beginn des Herbstgeschäfts, wo der eine oder andere Artikel knapp zu werden pflegte. In diesem Jahre sind allerdings schwere Unterleder in wirklich guter Ware auch wenig angeboten, geringere dafür aber umso mehr, sodaß leicht Ersatz geschaffen werden kann. Ferner sind — und das dürfte wohl eine der Hauptursachen des schwachen Herbstverkehrs sein — der hohe Zinsfuß und die anhaltende Geldknappheit ein fühlbares Hemmnis. Barzahlung ist eine Seltenheit, die Wechselbestände und Prolongationen häufen sich. Auf der einen Seite sucht sich deshalb der Käufer so wenig wie möglich neue Verpflichtungen aufzuladen, auf der anderen wird auch in Verkäuferkreisen mit der Kreditgewährung zurückgehalten.

Zudem begann auf dem Rohhäutemarkte bereits im Mai und Juni eine rückgängige Bewegung. Wenn auch der Ledermarkt damit nicht in unmittelbarem Zusammenhang steht, so wuchs doch auch hier dadurch die Unsicherheit, da nicht vorauszusetzen war, wie weit die Abschwächung der Rohhäutepreise gehen würde. Während noch in den Monaten Juli und August für Leder, besonders für wirklich gute Qualität, kleine Preisrückstellungen durchzusetzen waren, so erwies sich dies im weiteren Verlauf des Geschäfts als unmöglich, nachdem die Rohhäutepreise ihren Rückgang ununterbrochen fortsetzten. In Lederfabrikantenkreisen wird denn auch jetzt fast allgemein auf höhere Preise verzichtet. Man richtet vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit darauf, die seitherigen Notierungen aufrecht zu erhalten.

### Handel und Volkswirtschaft.

**Konkurs Eröffnungen.** Häppler, Josef, Bauer in Lomzdingen, u. G. Blandbeuren.

### Herbstauchrichten und Weinverkäufe.

Stadtkeller Heilbronn, 19. Okt. Die Lese in Weiskriesling und Trollinger dauert noch fort. Das Qualitätsergebnis ist ein ausgezeichnetes, wie durch das städt. Untersuchungsbüro festgestellt ist (s. lokaler Teil). Käufe: Rotgewächs gemischt 195—210 M., Weiß gemischt 170, 175, 180 M. Weiskriesling 190, 195 M., Trollinger 200, 210 M.

Fellbach, 17. Okt. Lese in vollem Gang. Beschaffenheit sehr gut; für Mittelgewächs wurden 185—200 M. pro 3 Hektoliter bezahlt. Verkauf gut. Vieles verbleibt.

Obertürkheim, 18. Okt. Alles verkauft. Preis mit wenigen Ausnahmen 200 M. pro 3 Hektoliter. Letzte Anzeige.

Uhlbach, 18. Okt. Bis auf das Erzeugnis der Weingärtnergesellschaft alles zu steigenden Preisen rasch verkauft.

Mettingen, 17. Okt. Lese noch in vollem Gang. Alles verkauft für 200—210 M. pro 3 Hektoliter.

Waldenbrunn, 17. Okt. Lese dauert fort. Verkauf rasch zu 175—182 M. pro 3 Hektoliter.

Schnait, 17. Okt. Die meisten Käufe seither zu 200 M. pro 3 Hektoliter. Ein Kauf zu 205 M.; nummehr alles verkauft bezw. verbleibt. Letzte Anzeige.

Endersbach, 17. Okt. Lese geht in dieser Woche zu Ende. Güte ausgezeichnet. Menge schlägt zurück. Käufe zu 178, 180 M. pro 3 Hektoliter.

Aus Rheinhessen, 17. Okt. Die Trauben beginnen leider stark zu faulen; es wird auf diesem Grunde in vielen Gemeinden schleunigst „Herbst gemacht“.

### Obst.

Heilbronn, 19. Okt. Obst- und Kartoffelmarkt an der Walthalle. Rostobst 7.00—8.50 M., Tafelobst 12.00—17.00 M., Gelbe Parosfeln 2.70—3.00 M., Magnum bonum 2.2—2.50 M., Burck'sartofeln 8.00—4.— M.

Stuttgart-Rohrbachhof 5.60 5.80 M., Lötzingen-Kessel 8.10—8.60 M., Mitten 8—8.50 M., Göttingen 6—7.50 M., Ulm 6.90—7.80 M.